

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 101 (1975)
Heft: 16

Artikel: Der typische Fall
Autor: Scarpi, N.O.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-621422>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



N. O. Scarpi

Der typische Fall

Frédéric Boutet, einer der einflussreichsten und fruchtbarsten Erzähler von Kurzgeschichten berichtete mir folgendes Erlebnis:

Ich erfinde meine Stoffe nur selten, meistens finde ich sie auf der Strasse, in der Gesellschaft, in den Zeitungen. Natürlich wird mir auch vieles zugetragen. So schrieb mir unlängst ein Freund über eine Ehebruchsgeschichte, die sich in Toulon begeben hatte. Ein Rechtsanwalt war von seiner Frau mit einem Polizisten betrogen worden. Es gab so viele heitere Einzelheiten, dass ich fast gar nichts zu tun hatte, als die Personen und den Ort zu verändern, um meine Geschichte für das «Journal» zurechtzudrehen. Aus dem Rechtsanwalt machte ich einen Architekten, den ich Durllet nannte, und statt des Polizisten nahm ich als Dritten einen Briefträger. Schliesslich verlegte ich die Handlung von Toulon an das andere Ende Frankreichs, nach St-Brieuc. Drei Tage nach dem Erscheinen der Geschichte meldet man mir den Besuch eines Herrn, der seinen Namen nicht nennen will. Es war ein magerer, blasser Mann mit schütterem Haar, einem kleinen dunklen Spitzbart und einer Brille. Er sah sehr erregt aus und rang nach Luft; seine Hände zerrten heftig an einem Taschentuch.

«Ich bin Durand», keuchte er endlich und funkelte mich an. «Ich bin Durand.»

Nun ist der Name Durand hierzulande ungefähr das, was Smith in England oder Müller in Deutschland bedeutet; ich konnte also nur sagen, was ich allen Durands gesagt hätte: «Sehr erfreut.»

Doch diesem Durand genügte das nicht. «Was!» schrie er. «Sie sind erfreut, mich zu sehen, mich, Durand, von dem Sie so schändliche Dinge in die Welt setzen?»

«Ich hätte ...? Aber, mein lieber Herr Durand ... warum sollte ich ...? Ich kenne Sie doch nicht ...» Da ich nicht wusste, ob mein Durand nicht wahnsinnig war, blieb mir nichts übrig als ein Beruhigungsversuch.

Er lachte schmerzlich. «Sie kennen mich nicht! Aber irgendein Schurke hat es Ihnen zugetragen. Und dabei ist es eine Verleumdung, ein elendes Geschwätz. Welche Idee! Meine Frau und ein Briefträger!»

Langsam begann ich zu verstehen. «Sind Sie Architekt?»

«Natürlich! Das ist es ja eben. Jede Einzelheit stimmt. Dass Sie mich Durllet nennen statt Durand, hat die Sache nur noch durchsichtiger gemacht.»

«Ja ... aber ... hat denn Madame Durand ... und der Briefträger ...?»

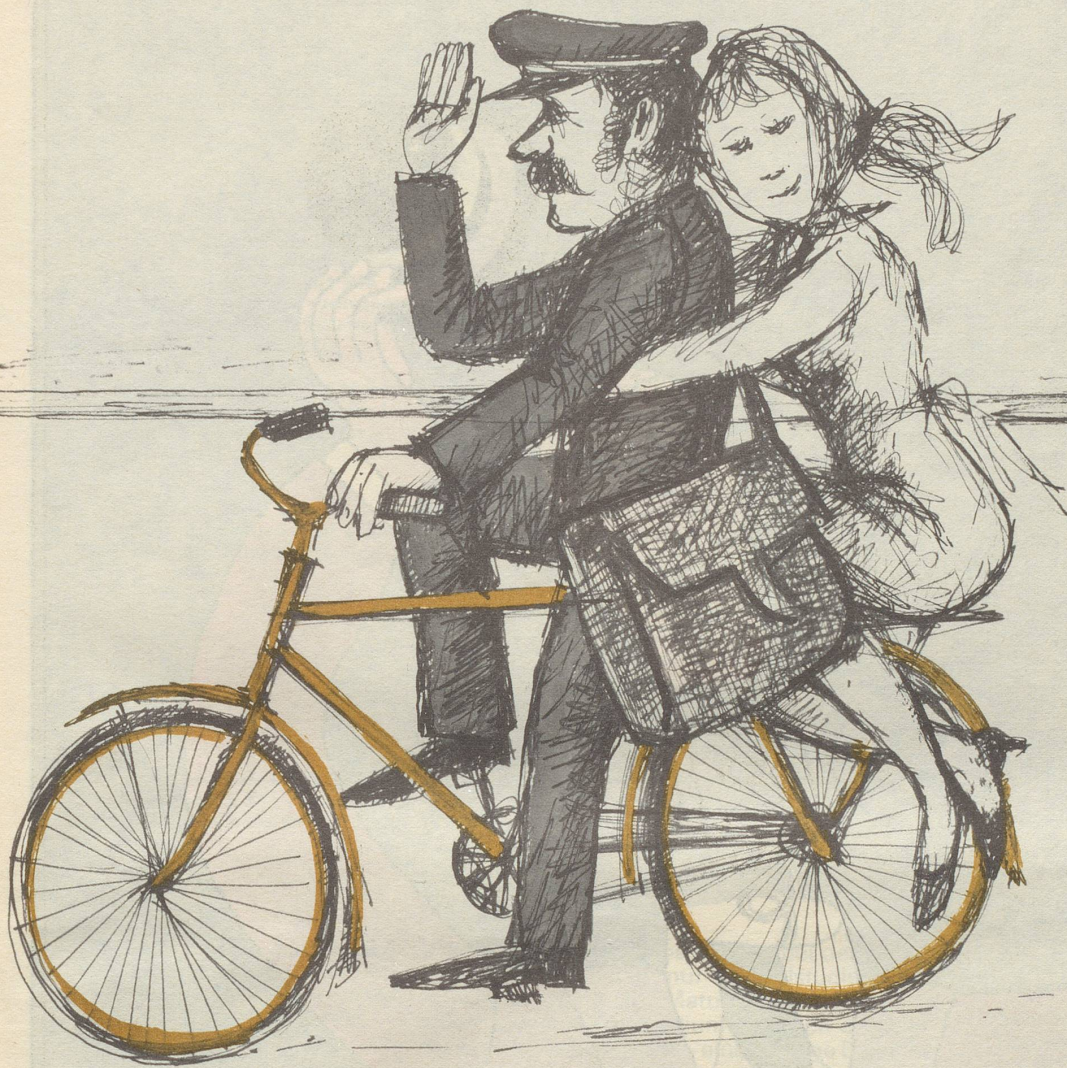
Durand trat mir gegenüber an den Schreibtisch und schrie: «Es ist eine Lüge ... hören Sie? Ein Dienstbotenklatsch. Aber irgendwer hat es Ihnen weitergegeben, und Sie wissen nichts Besseres, als mit solchen Abscheulichkeiten Ihre Zeilen zu schinden!»

Ich hätte gekränkt sein dürfen, aber ich fürchte, dass ich eher stolz war. So hatte meine Geschichte doch einen Sonderfall ins Typische gehoben. Andererseits war es keine erfreuliche Aussicht, dass etwa morgen sich ein Arzt in Nancy melden konnte, den seine Frau mit dem Steuereinnahmer betrog. Oder ein Schiffskapitän aus Bordeaux, dessen Frau mit dem Schornsteinfeger befreundet war. Die sozialen Möglichkeiten des Dreiecks sind ja am Ende nicht unbegrenzt.

«Wenn es doch nicht wahr ist, verstehe ich eigentlich Ihre Erregung nicht.» Ich suchte Durand zu besänftigen.

Aber Durand wurde nur immer heftiger. «Das ist es ja ... es ist nicht wahr. Aber alle Einzelheiten stimmen. Meine Frau hat tatsächlich den Briefträger besucht, wie man Ihnen berichtet hat. Aber ich wusste davon. Er war krank, und meine Frau hat so ein gutes Herz ... natürlich haben sich Leute gefunden, die daraus ein überflüssiges Gerede machten ... und jetzt, seit es im «Journal» steht, zweifelt kein Mensch in St-Brieuc daran, dass meine Frau und der Briefträger ... es ist zum toll werden!»

Der Mann tat mir leid. «Ich



kann Ihnen nur meine feierliche Versicherung geben, dass ich von Ihnen und Ihrer Frau nichts, nicht das Geringste wusste, bevor Sie heute mein Zimmer betreten haben.»

Er lachte höhnisch. «Und das soll ich Ihnen glauben? Nein, mein Lieber, so billig kommen Sie nicht weg. Sie haben mich zum Gespött von ganz St-Brieuc gemacht; jetzt bestehe ich darauf, dass Sie mir den Namen des Lumpen nennen, dem Sie Ihre saubere Information verdanken. Er soll mir vor Gericht, der elende Ehrabschneider!»

Nun hatte ich einen glücklichen Einfall. Der Brief meines Freundes aus Toulon lag noch auf meinem Schreibtisch, ich suchte diesen Beweis meiner Unschuld rasch hervor und reichte ihn dem armen Durand. «Hier, lesen Sie! Das sind die Tatsachen, aus denen ich meine ... Ihre Geschichte gemacht habe.»

Durand sah ungewiss von mir zu dem Brief, dann nahm er ihn hastig und las sorgfältig, einmal, zweimal, seine Hände zitterten.

«Merkwürdig», flüsterte er, «unglaublich ... man könnte schwören ...»

Ich hatte sozusagen Oberhand. «Jetzt werden Sie mir wohl glauben. Sie sehen selbst, dass ich von Ihnen nichts wissen konnte. Ich habe, wie das jeder Schriftsteller tut, die wirkliche Begebenheit und die Beteiligten unkenntlich machen wollen, und dabei ist mir der allerdings seltsame Zufall widerfahren, dass ich einen Architekten Duret in St-Brieuc erfand, in dem Sie sich zu erkennen glaubten, und dass aus dem Polizisten ein Briefträger wurde. Sie können jedem Menschen den wahren Sachverhalt erzählen. Die Hauptsache bleibt doch schliesslich, dass der Fall selbst ... ich meine ... die Beziehung zwischen Madame Durand und dem Briefträger nicht vorhanden ist.»

Durand sah zu mir auf. Nicht so erleichtert, wie ich geglaubt hätte. «Ja, ja, ich habe Ihnen unrecht getan. Sie sind unschuldig ... aber wer in St-Brieuc wird mir glauben? Sie wissen, wie Leute in einer

kleinen Stadt sind. Und die Einzelheiten stimmen so sonderbar ...»

«Aber, mein lieber Herr Durand, was soll ich tun? Mir ist der Vorfall selber peinlich ...»

Durand überlegte. Endlich stand er auf. «Es genügt nicht, dass ich den Leuten die Wahrheit sage. Sie müssen im «Journal» eine Erklärung veröffentlichen, in der Sie den ganzen Hergang bekanntgeben.»

Ich war von der Wirkung dieses Mittels wenig überzeugt. «Glauben Sie nicht, dass es besser wäre, der Sache nicht gar zu viel Öffentlichkeit zu geben? Wenn nichts daran wahr ist, werden sich die Leute ja ohnehin bald beruhigen. Auch in St-Brieuc hat man doch wohl andere Gesprächsstoffe.»

Aber Durand war unerschütterlich. «Nein, nein, irgendeine öffentliche Genugtuung muss ich haben. Der Skandal war gar zu gross. Bedenken Sie doch, ganz St-Brieuc liest das «Journal», ich konnte in den letzten Tagen keinen Schritt mehr machen, ohne zu spüren, wie die Leute sich über

mich amüsierten. Und meine arme Frau ...! Nein, bitte, schreiben Sie gleich ein paar Zeilen. Ihnen wird man glauben. Sie wissen gar nicht, wie man alles verschlingt, was Sie schreiben, auch ich habe Ihre Novellen immer mit Vergnügen gelesen ... bis auf die letzte natürlich.»

Es ist nicht bloss Selbstgefälligkeit, wenn ich das Lob des armen Durand wiederhole, denn ich glaube, dass er mir nur darum so grob schmeichelte, um mich zu überreden. Aber schliesslich besteht unser Publikum zum grossen Teil aus Durands, und so muss man den Durands auch gefällig sein. Ich beruhigte ihn also, und wir schieden als gute Freunde. Noch in der Türe meinte er: «Ich würde diesen Dienst ja gar nicht von Ihnen verlangen ... aber es geht doch um meine Frau. Sie selbst hat darauf bestanden, dass ich zu Ihnen fahren soll, die Arme ...» Er sah auf die Uhr. «Jetzt erreiche ich noch den Zug ... heute Abend bin ich zurück ... sie wird sich nicht wenig freuen ... es waren furchtbare Tage. Nicht, dass ich an ihrer Treue je gezweifelt hätte, aber die Leute und dann die Einzelheiten, die äusseren Umstände, es stimmt alles so verblüffend ...»

Die Erklärung abzufassen fiel mir nicht weiter schwer. Ich konnte bei dieser Gelegenheit Allgemeines über die Technik des Schreibens erzählen, und das hat das Publikum ebenso gern, wie es überhaupt gern Kulissengeheimnisse erfährt. In der Redaktion amüsierte man sich sehr über meine Geschichte und versprach mir, die Notiz so unterzubringen, dass sie ganz St-Brieuc sofort in die Augen fallen musste.

Um elf Uhr nachts wurde ich geweckt. Ein Telegramm aus St-Brieuc. Seit ich es erhielt, glaube ich unumstösslich an das Ahnungsvermögen des Schriftstellers. Es lautete nämlich:

«Unterlasset Erklärung. Meine Frau mit Briefträger durchgegangen. Durand.»